

Systemwechsel – Kita-Erfahrungen in den neuen Bundesländern

Sandra Fanroth, Anne Frank Zentrum Berlin, Interkulturelle Entwicklung



Meine Erfahrungen mit Erzieherinnenfortbildungen in den neuen Bundesländern

Seit vielen Jahren arbeite ich als Bildungsreferentin für das Anne Frank Zentrum in Berlin, die deutsche Partnerorganisation des Anne Frank Hauses Amsterdam. Wir widmen uns einerseits der historisch-politischen Bildung und andererseits im interkulturellen Bereich Gegenwarts-themen wie der Frage nach dem Zusammenleben in unserer heutigen Gesellschaft.

Dabei liegen unsere Schwerpunkte auf Seminaren, Trainings und langfristigen Prozessbegleitungen zur Vermittlung interkultureller Kompetenz und bei letzterem zur interkulturellen Akzentuierung ganzer Einrichtungen.

Zielgruppen sind vor allem Erzieherinnen, Kita-Praxisberaterinnen, aber auch LehrerInnen und MultiplikatorInnen, überwiegend in den neuen Bundesländern.

Grundbausteine einer jeden Fortbildung sind das Reflektieren der eigenen Identität und Prägung, der eigenen Privilegien, eine Sensibilisierung für Vielfalt und einen respektvollen Umgang mit Anderssein. Wir beziehen uns also ausdrücklich nicht nur auf die Arbeit mit Menschen anderer nationaler Herkunft, sondern auf jegliche Form von Anderssein. Ein roter Faden ist dabei immer die Frage nach Diskriminierung und daran anschließend die Frage, wie wir konstruktiv eingreifen können.

Bei den Fortbildungen in den neuen Bundesländern habe ich eine interessante Entdeckung gemacht: Bei den Teilnehmerinnen floss oft sehr viel Energie in die Frage „Woher kommt die Referentin?“ Das heißt: „Ist sie eine von uns oder eine von drüben?“ Die schon erwähnte Reflexion der eigenen Identität endete nicht selten in einem kollektiven „Wir sind Ostdeutsche“ und damit tendenziell alle gleich, und die anderen sind die „Westdeutschen“. Und überraschenderweise beobachte ich seit diesem Semester an der Alice-Salomon-Fachhochschule in Berlin etwas Ähnliches. Ich unterrichte dort in dem neu eingerichteten Pilotstudiengang für ErzieherInnen das Fach Interkulturelle Erziehung, und die Studierenden – die meisten sind Anfang 20 – beziehen sich auch zum großen Teil auf ihre Ost-Identität. Ich hätte erwartet, dass diese Kategorie in den Köpfen dieser Generation keine Rolle mehr spielen würde. Aber dem ist nicht so.

Ich möchte Ihnen nun ganz konkret von einer Fortbildung mit Erzieherinnen erzählen, die über knapp ein halbes Jahr lief unter dem Titel „Umgang mit unterschiedlichen Wertvorstellungen“. Einer der Seminartage fand im Kita-Museum statt. Dieser Tag begann für viele der 12 Teilnehmerinnen – wie ich in der Auswertung später erfuhr – mit Angst und Unbehagen. Sie fürchteten, ihre Arbeit der letzten Jahre und Jahrzehnte solle lächerlich gemacht werden, sie seien aufgerufen, sich zu rechtfertigen und zu beweisen, nicht nur Politik eingetrichtert zu haben. Nach dem ersten Rundgang durch die Räume waren einige so überwältigt und aufgewühlt, dass erst einmal kein strukturiertes Erarbeiten der Ausstellungsinhalte mehr möglich war. Mit dieser Gefühlschwung hatte ich nicht gerechnet. Im

anschließenden Gespräch kam viel alte Wut und Kränkung hoch, die vor allem durch das 100-Stunden-Programm (nach der Wende verordnete Nachschulung) ausgelöst worden waren.

Bei den meisten Teilnehmerinnen war ein riesiges Anerkennungsloch zu spüren – nicht nur in dieser Fortbildung.

Als wir uns dann den Ausstellungsinhalten zuwandten, stellte sich heraus, dass die meisten sich noch nie vorher mit sozialistischer Pädagogik auseinander gesetzt hatten. Die Reaktionen reichten von Sätzen wie „oje, ich habe die Pläne gehasst und oft am Wochenende nachträglich geschrieben“ über „es war nicht alles schlecht, ich hatte eine schöne Kindheit“ bis hin zu „jetzt wird hier alles neu erfunden, was wir doch schon längst hatten: ‚soziales Lernen‘ – das war doch unsere Kollektiverziehung, und Ganztagschulen und –pläne waren doch bei uns Alltag“. So kann eine Gruppe sehr schnell in Ostalgie abrutschen. Das macht eine differenzierte Rückschau natürlich ungeheuer schwierig.

Schwierig, aber nicht unmöglich. Genau da sehe ich die große Stärke eines Ortes wie dem Kita-Museum:

- Es ermöglicht die Auseinandersetzung mit sozialistischer Pädagogik sowie mit verschiedenen pädagogischen Ansätzen der letzten Jahrzehnte.
- Es macht Be-Greifen im engeren Wortsinn möglich, indem es nicht nur ‚Flachware‘ bereithält, wie es so spöttisch in der Museumspädagogik heißt, sondern auch jede Menge Bilder, Möbel, Spielzeug und Spielmaterialien.
- Es zeigt die von uns so gerne beschworene Vielfalt an pädagogischen Ansätzen auf.
- Es weckt auf sinnliche und spielerische Weise die Lust auf die Arbeit nach reformpädagogischen Konzepten.
- Es bietet Erzieherinnen ein Austauschforum, das dramatischerweise gerade in den pädagogischen Berufen fehlt.
- Und nicht zuletzt bietet es die Möglichkeit für einen Ortswechsel, der in der Regel das Lernen von Neuem fördert und einfach Spaß macht als kleiner Ausflug aus dem Alltag.

Darum bin ich als Pädagogin glücklich, dass es einen solchen Ort gibt und plädiere unbedingt für den Erhalt des Kita-Museums.

Allerdings gerne an einem leichter erreichbaren Ort.

Sandra Fanroth

ist Referentin im Anne Frank Zentrum Berlin und Unterrichtsbeauftragte an der Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin

[<- zurück zum Fachprogramm](#)